

Breslauer Beobachter.

Ein Unterhaltungs-Blatt für alle Stände. Als Ergänzung zum Breslauer Erzähler.

Donnerstag
den 13. Juni.

Der Breslauer Beobachter erscheint wöchentlich 3 Mal, **Dienstags, Donnerstags und Sonnabends**, zu dem Preise von 2 Pfennigen die Nummer, oder wöchentlich für 3 Nummern **einen Sgr.**, und wird für diesen Preis durch die beauftragten Colporteurs abgeliefert.

Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur 6 Pfennige.



X. Jahrgang.

Jede Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionaire in der Provinz bezogen dieses Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 15 Sgr. das Quartal von 39 Nummern, sowie alle königliche Post-Anstalten, bei wöchentlich dreimaliger Verendung zu 18 Sgr.

Annahme der Inserate für Br. slauer Beobachter und Erzähler täglich bis Abends 6 Uhr.

Redaction und Expedition: Buchhandlung von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 11.

Die goldene Schale.

In dem Thale, wo der Rober im tiefen Felsengestade hinrauscht, lag in einer der finsternen Schluchten, die feste Burg Wolzenstein, von welcher nun fast keine Spur mehr übrig ist. Auf einem feilen Felsen erhob sich das alterthümliche Gemäuer. Das Gerücht schrieb dessen erste Erbauung den Römern, sowie die Familie ihre Abstammung von einem römischen Centurio ableitete, der hier den christlichen Glauben angenommen, und diese Gegenden mit seinem Vaterlande vertauscht hatte. Doch waren, wie der Ruf verkündete, manche seiner Hausgenossen den heidnischen Göttern heimlich treu geblieben, und bei nächtlicher Weile in Höhlen und undurchdringlichen Wäldern opferten sie ihnen, oder vielmehr den Dämonen, die in den Klüften des Kupferberges ihr geheimes Wesen trieben, und, um ihre Verehrer von dem Dienst des wahren Gottes abzuhalten, ihre eigennütigen Spenden nicht selten mit reichen Gaben aus den Eingeweiden der Berge belohnten.

Die Zeit, und die allmähliche Verbreitung des christlichen Glaubens machten endlich auch jenen Dämonendienst verschwinden; aber zwischen manchen Gliedern des Stammes und den gespenstischen Bewohnern des Berges blieb doch noch immer ein geheimnißvoller Zusammenhang. Auch war das ganze Haus der Wolzensteiner von keinem freundlichen Geiste befeelt. Damals war noch keine breite, vielbesuchte Straße durch jene Gegenden gebahnt, Handel und Verkehr hatten die dichten Wälder noch nicht gelichtet, und milde Sitten und feste Gesetze noch nicht den Weg des Reisenden gesichert. Unbequem und nicht ohne Gefahr durchzog man das Roberthal; denn die Herren von Wolzenstein lauerten hier auf den unverwarteten Reisenden, der entweder mit seiner Habe in ihre Gewalt fiel, oder seine Freiheit mit schwerem Gelde lösen mußte. Ihre Feinden mit ihren Grenznachbarn störten die Ruhe des ganzen Landes, und ihre Unterthanen seufzten unter einem harten Joch.

Aber schon seit einem Jahrhundert neigte dieser einst so fruchtbare Stamm sich sichtlich seinem Erlöschen zu. Das sonst kinderreiche Haus hatte seit einigen Geschlechtsfolgen kaum einen oder ein Paar Sprößlinge aufzuweisen, und als der Herzog Friedrich von Liegnitz seine Lebensmänner zu einem Zuge gegen die Ungarn aufforderte, konnte ihm aus dem Hause Wolzenstein kein Ritter die Heeresfolge leisten; denn Herr Dittokar, der einzige Mannesalter, durch Kränklichkeit, eine Folge seiner vielen Ausschweifungen und Kriegszüge, auf seiner Burg zurückgehalten.

Aber auch im Innern der Burg war kein Frieden. Herrn Dittokars wilde Gesinnung verbitterte das Leben seiner sanften Gemahlin Agnes, die, mit ihm verwandt, von ihrem Vater gezwungen worden war, dem reichen Freier ihre Hand zu geben. Agnes hatte das Haus ihres Gemahls ungern betreten, und bewohnte es seitdem unter steter Sorge und Furcht. Es war aber nicht bloß der wilde Sinn ihres Gemahls, welcher ihre Tage

freudenlos machte; die Burg war auch sonst von allerlei unheimlichen Wesen beunruhigt, das die Furcht der Bewohner nach ihren verschiedenen Ansichten bald den nie ganz gestillten Einwirkungen jener dämonischen Welt, bald dem verkehrten Lebenswandel der Ahnen ihres Herrn zuschrieb, die sich eben so, wie er, durch Raub, Plünderung und Mord bereichert hatten, und nun bei ihren ungerechten Schätzen keine Ruhe im Grabe finden konnten. Die älteren Diener des Hauses erzählten von unterirdischen Kammern und Gewölben, welche mit den Klüften des Kupferberges in Verbindung ständen, und in welchen die früheren Besizer den Raub, den sie von wehlosen Reisenden, aus erstürmten Burgen, wohl auch aus zerstörten Klöstern und Kirchen, durch den Beistand der Dämonen gewonnen, verborgen hatten. Der Eingang zu diesen Gewölben war nicht mehr zu finden. Vor mehr als hundert Jahren, in einer schrecklichen Nacht, in welcher Donner und Blitz von außen, und unterirdisches Getöse im Innern des Berges den Felsen und die Burg erschütterten, und die damalige Gebieterin des Schlosses auf unbekannte Art verschwand, sollten auch die Gänge, welche zu jenen Kammern führten, zusammengestürzt sein.

Die sanfte Agnes ließ diese Gerüchte dahin gestellt sein, sie wußte nicht, was sie davon glauben sollte, und wagte es nicht, ihren Gemahl, der alle Erzählungen dieser Art mit frechem Hohn gelächert hörte, oder mit dem Ausbruch des wildesten Zornes von sich wies, darum zu befragen. Aber auch sie fühlte die Einwirkungen unbekannter Gewalten, die sich ihr bald in ihren Gemüthern, bald auf den langen, einsamen Gängen des Schlosses auf schauerliche Art kund gaben und deren unseliges Treiben das Glück des ganzen Geschlechtes, und auch das ihrige gestört zu haben schien. Obwohl schon mehrere Jahre verheirathet, war ihre Ehe noch durch keine Nachkommenschaft gesegnet. Mehr als einmal hatte sie die süße Hoffnung, Mutter zu werden, verschwinden sehen. Ein Paar Kinder des weiblichen Geschlechtes starben sogleich nach der Geburt, und es schien, als sollte der fruchtbare Stamm mit Herrn Dittokar erlöschen. Dieser Umstand diente nicht dazu, ihn milder gegen seine unglückliche Gattin zu stimmen; er schrieb nur ihr die Schuld seiner getäuschten Erwartungen zu, und sann darauf, sich, unter dem Vorwand zu naher Verwandtschaft, durch Scheidung von ihr zu befreien, um eine andere wählen zu können, von der er sich männliche Erben versprechen dürfte.

Aber wie er eben mit diesem Gedanken umging, entdeckte ihm Agnes, daß sie von Neuem die Hoffnung näherte, Mutter zu werden. Dies hielt seine raschen Anschläge auf. Es war ihm höchst ungeliegt; denn er hatte seine Augen bereits auf eine schöne Wittve in der Nachbarschaft geworfen, und er verschwore sich hoch und theuer bei seinen Zechbrüdern, daß, wenn seine Frau ihm dieses Mal wieder ein todttes, oder kein männliches Kind bringen würde, er sie, sammt diesem, vom Schloßberg in den Rober stürzen lassen würde. Von dieser Drohung wußte Agnes nichts; aber das Betragen ihres Gemahls war von der Art, um sie das Schlimmste fürchten zu lassen. Oft saß sie am Fenster ihres Gemachs, schaute hinab in den wildströmenden Bach, der hier zwischen tiefen Ufern hinaufschaute, und gegenüber

auf die schroffe Felsenwand, mit wenigen düstern Fichten bewachsen. Ach, so schroff und düster war ihre Lage, so wild, wie jene empörrten Wellen, ihres Gemahls Stän, so still und einsam Alles um sie her, die, aus dem Schloß einer liebenden Familie gerissen, hier Niemand hatte, der Theil an ihrem Schmerz nahm, und neben den unfreundlichen sterblichen Bewohnern der Burg noch das Grauen unfruchtbarer Mächte in diesem unheimlichen Aufenthalt zu erdulden hatte!

(Fortsetzung folgt.)

Beobachtungen.

Ein Wort vom Heirathen.

Hazardspiele sind verboten; Eins jedoch, und zwar das gefährlichste und oft verderblichste von Allen, das Heirathen, ist erlaubt, sobald man nur so viel Geld besitzt, den theuren Einsatz zu bestreiten, und es ist hier wie überall, daß eben die gefährlichsten Spiele von den Spiellustigen am meisten geliebt werden.

Ich sagte, das Heirathen sei ein gefährliches Spiel, ein Hazardspiel? Allerdings, und zwar ein Würfelspiel. Man spielt mit einem Würfel, dessen eine Seite Sorgen, die Andere Kummer, die Dritte Leiden, die Vierte Qualen, die Fünfte Verzweiflung, und ach! nur eine Einzige das Glücksaug enthält. Und darum ist unter Hunderten, die mit dem Heirathwürfel spielen, kaum Einer zu finden, dem die glückliche Seite zuviel. Dennoch aber greifen die Meisten nach diesem verhängnißvollen Würfel; denn ein Jeder giebt sich der süßen Hoffnung hin, daß er Einer von den Wenigen sei, denen das Glück mit seiner holdseligen Nieme im Strahlenkranz der Freude entgegentritt und lächelnd die Hand reicht. Ein Jeder glaubt zu hören, wie Fortuna zu ihm spricht: Komm' mit mir, du Auserwählter. Ich führe dich ein durch die Blumenpforte der Liebe in das Paradies des Lebens; ich leite dich über die Rosenwege der Freude nach dem Tempel der ehelichen Glückseligkeit, wo du leben wirst Tage der Wonne und segnen die Stunde, da du meiner Führung dich anvertraut! Ja, so denkt ein Jeder; Keiner sieht die Schattenseiten jenes Würfels; nur die Eine, die im Lichtglanz schimmernde blendet seinen Blick! Den Kopf voll der lieblichsten Träume, die Brust von Seligkeit erfüllt, streckt er mit hochschlagendem Herzen die Hand nach ihm aus — ein Augenblick — er fällt, und sein Schicksal ist entschieden. Aber wie oft sinkt der Bonnetrunke aus seinem Freuden-Himmel zur hatten Erde nieder, und sieht nur zu klar, daß Alles bloße Täuschung, Alles nur ein Traum war! Die Blumenpforten der Liebe, die ihm die süßesten Düfte entgegenhauchten, welken dahin, auf den Rosenwegen der Freude bleiben die Dornen der Schmerzen zurück, und der Tempel der ehelichen Glückseligkeit wird zum Aufenthalte der schlangenhaarigen Eumeniden!

Du du schöner, und zugleich furchbarer Würfel! Wie verlockend ist Deine Glanzseite, mit der du dich dem Beschauer so gern entgegenkehrst! Wer kann der Versuchung widerstehen, mit dir das große Spiel zu wagen? — Doch nein, es giebt ja Viele, die du vergebens gelockt; Viele, an denen deine Reize ihre Macht verloren; die dem Eölibate treu geblieben. Aber das Eölibat! werden meine heirathslustigen Leser ausrufen. Und doch führt nicht ein Hagestolz ein friedliches, ruhiges Leben. Er hat nur für sich zu sorgen; er wird weder von der Eifersucht gequält, noch von den Launen einer bösen Frau geplagt; kein schreiender Erbe seines Namens stört ihn im süßen Schlummer, kein misrathenes Söhnlein plündert seine Börse; er braucht keinem tanzlustigen Döchterlein zur Carnivalszeit Ballkleider zu kaufen, oder ihr zu Liebe Soiréen zu geben; er hat nicht von Nöthen, für dieselbe ein Heirathsgut zum Besten geldgiger Heiraths-Candidaten zusammen zu scharren; ihm macht es keine Sorge, daß nicht der Leichtsinns eines Sohnes oder die Unerfahrenheit einer Tochter Liebesintriguen hinter seinem Rücken spielen; er — kurz das ehelose Leben hat seinen Frieden und seine Ruhe.

Dennoch aber wollen wir dem Stand der Ehe nicht als Feind entgegenreten; ja wir wollen vielmehr den verhängnißvollen Heirathwürfel näher betrachten und sehen, ob nicht vielleicht doch mehr an uns, als an ihm die Schuld liegt, daß unsere Ehen so selten glücklich werden? Vielleicht, sage ich. D meine freundliche Leser und Leserinnen, gewiß, wenn wir mit dem Heirathwürfel besser zu spielen wüßten, er müßte sich umwandeln zu einem Stern der Liebe und als solcher leuchten an dem

Himmel der Treue in ewiger klarster Reinheit. Dann wäre das Glück der Ehe kein zufälliges, keine Laune des Schicksals; sondern ein für Jedermann erreichbares, dauerndes höheres Glück.

Der Grundpfeiler der heiligen Glückseligkeit ist die Liebe, die wahre, die reine, die heilige Liebe! In ein jedes Herz hat der Himmel den göttlichen Funken der Liebe gesenkt; ein Jeder ist dieser heiligen Empfindung fähig; allein unsere Leidenschaften unterdrücken dieselbe, und lassen den Funken der Liebe nur selten emporlodern zur heiligen Flamme des Himmels. Wir sind von dem Wahren so weit abgekommen, daß unsere Ehen nicht einen Schein von Heiligkeit mehr an sich haben; denn was sind unsere Ehen? — Versorgungsmittel! Nichts, als Versorgungsmittel. Wir suchen wohl Glück in der Ehe, allein wir heirathen zur Versorgung.

So zum Beispiel Herr A. Er ist soeben mit einigen hundert Thalern Gehalt angestellt worden. Kaum las er sein Anstellungsbrevet, so ward er auch vom Heirathesieber befallen. Ach! rief er aus, es geht doch nichts über das Glück der Ehe! Nun muß ich mich ernstlich nach einer Frau umsehen. Aber Hr. A. ist ein Thor; er geht an den duftreichsten Blumen vorüber, und schenkt ihnen kaum einen Blick; eifrig hingegen verfolgt er ein Tausendguldenkraut, und drückt es bald an sein wonnestrunkenes Herz, ohne zu fühlen, daß er zugleich den quälenden Stachel der Reue in dasselbe gestoßen. Doch wie kommt es, daß jene dusterfüllten Blüten von ihm unbeachtet blieben. Ach! sie hatten ja nichts, als ihren Duft, und Hr. A. liebt das Wohlleben. Was blieb ihm bei seinem geringen Gehalte also übrig, als eine reiche Frau zu nehmen. Und als er sie fand, da glaubte er, sein Schicksal der Ehe werde fortan auf den Wogen des Lebens lustig dahin tanzen; allein Hr. A. hat sich getäuscht; denn nicht lange währte die heitre Fahrt; bald war der Himmel seiner Freuden getrübt, und wilde Stürme erhoben sich, zererschlagen wurde sein Boot, und die empörrten Wogen warfen ihn mit seinem Weibe auf eine wüste Insel aus, wo ihn die Tage des Lebens nur Kummer und Qual bereiten! Und weil Hr. A. kein Glück in der Ehe gefunden, so klagt er das Schicksal an; allein das Schicksal verdient seinen Vorwurf nicht; denn hätte er eine jener von ihm unbeachtet gebliebenen Blumen in das Gärtchen seines Hauses verpflanzt, vielleicht wäre er sehr glücklich geworden.

Ebenso Frau von D. hätte sie als Fräulein Herrn E., der ihr mit wahrer, inniger Liebe zugethan war, ihre Hand nicht versagt, sie würde vielleicht anstatt der Thränen des Grammes Freudenthränen weinen vor innerer Seligkeit. Allein das Fräulein wünschte, daß ihr Gatte seinem Namen einen großen Titel nähesehen könne, und Hr. E. hatte keine Hoffnung, je einen solchen zu führen; das Fräulein hätte gern eine geräumige Wohnung bezogen, Hr. E. würde sie bloß in zwei, höchstens drei Zimmer eingeführt haben; das wollte glänzende Soiréen geben; allein Hr. E. hätte seine Gesellschaftskörkel auf einige gute Freunde beschränken müssen. Dies Alles zusammengenommen, meinte das Fräulein, könne unmöglich eine glückliche Ehe geben, und wählte daher — die schönsten Bilder der Zukunft sich ausmalend — Herrn v. D., einen in Jahren zwar vorgerückten, hochgestellten und begüterten Mann zu ihrem Gatten. Allein wie glücklich ihre Ehe ist, bezeugen die Thränen, von welchen wir schon Erwähnung thaten.

Doch so sind die Menschen! Wir opfern oft das höchste Glück auf fürs Wohlleben oder leeren, eitlen, nichtigen Tand, und glauben darin bestehe die wahre Seligkeit des Lebens. So hat Hr. A. einiger Schüssel seiner Leibgerichte wegen, die ihm seine Gattin von ihrem Vermögen bereitet, das Glück der Liebe nicht kennen gelernt. Welch verächtlicher Ersatz: Ein Puding für die Seligkeit einer glücklichen Ehe. Und so Frau von D., welche einiger Whistpartieen wegen, bei welchen sie sich erst noch abübert, ein ihr treu ergebenes Herz verachtete. Kreuz-Ab für den Himmel der Liebe. Ach! und solche Verbindungen sieht man täglich eingehen, und täglich hört man dieselbe Klagen über das launenhafte Schicksal. Doch wie, sagt, das Glück der Ehe würde aufhören ein Spiel des Zufalls zu sein, wenn wir Männer bei der Wahl einer Frau nicht auf Reichthum, und die Mädchen bei der Wahl eines Gatten nicht auf Rang und großes Einkommen sehen; sondern wir uns vielmehr ins Gedächtnis einprägen würden die Worte unsers sterblichen Dichters:

» Drum prüfe, wer sich ewig bindet,

» Ob sich das Herz zum Herzen findet.«

Die Kleidermacherkunst.

(Ein italienisches Capriccio.)

Die Schneider sind unsterblich Menschen von Bedeutung, wie die Köche, die Kämmerer der Großen, die Theater-Korrespondenten, die Heirathsvermittler und gewisse andere Personen, die ich nicht nennen will. Sie legen sich leicht den Titel, Künstler bei, und bald werden sie auf den Titel Professor Anspruch machen, dem Beispiel unserer Pädagogen folgend, die nicht mehr »Herr Schulmeister« angebetet sein wollen, seitdem Jeder, der ein Bißchen auf dem Klaviere klumpen kann, sich maestro schelten läßt. Zwei Fatalitäten sind jedoch von der glänzenden Laufbahn der Kleidermacher unzertrennlich: Erstens müssen sie immer die Zahlenwissenschaft studiren, wie andere Gewerbs- und Geschäftsleute, und zweitens müssen sie sich's gefallen lassen, daß man sie für natürliche Söhne des Satans hält. Ein großer Literat, der die Hälfte seines Lebens damit zubrachte, daß er Materialien zu einer philosophisch-kritischen und moralischen Geschichte des Schneiderwesens sammelte, hat das eben erwähnte Paradoxon mit scharfsinnigen Gründen unterstützt.

Man liest nämlich in der Genesis, daß der erste Mensch, nach dem ersten Sündenfall, zu dem sein durch die Schlange verführtes Weib ihn verleitete, von plötzlicher Schamhaftigkeit getrieben, mit Traubenblättern (nicht mit Feigenblättern) seinen Körper bedeckte. Hieraus kann man schließen, daß die Schneiderkunst in dem irdischen Paradiese völlig unbekannt gewesen und dem Vater der Menschen erst mit der Erkenntniß des Guten und Bösen geoffenbart worden sei. Hätte nun der Satan den Menschen nicht versucht, so wäre dieser immer nackt geblieben, und folglich würde auch die Schneiderkunst ein unbekanntes Gewerbe sein: ergo — so schließt unser Philosoph — stammt der Schneider in gerader Linie vom Bösen. Man muß zwar gesehen, daß diese Argumentation ein bißchen sophistisch ist; aber unsere jungen Leute, die sich gern elegant herausputzen, geben ihr alle Tage größeres Gewicht.

Die Stelle der Genesis, auf welche wir angespielt, beweiset ferner, daß der erste Mensch auch der erste Schneider gewesen. Wenn die Kunst des Schneiders wirklich im Kleidermachen besteht, so erhellt sonnenklar, daß Adam, als er eine Rebe entblätterte, um Kleider daraus zu künsteln, Schneiderarbeit verrichtete. Dies ist eine gute und gesunde Logik. Man begreift indessen leicht, daß die Schneiderkunst, von dem einfachen Handgriffe, mit welchem Eva's Gefährt das erste Gewand anfertigte, bis auf die Zauberlehre eines Galli, Padovani, Buccellari, Vagoni, unenbliche Modifikationen erlitten haben müsse. Wollten wir alle diese verschiedenen Phasen, oder auch nur die bedeutendsten derselben darstellen, so bekäme der Leser wenigstens tausend Schneiderartikel. Gott behüte ihn davor! —

Die nächsten Spuren der Schneiderkunst (nach Adams erstem Versuche) finden wir bei Cain, der schon Thierfelle zu Hülfe nahm. Auch sollte man fast glauben, daß ein Schneider mit den übrigen lebenden Geschöpfen in die Arche Noah's sich eingeschlichen habe; denn Noah entlöste sich ein, als er trunken war, und wie konnte er das, wenn er keine Kleider trug? — Der bunte Rock Joseph's, die Kleider der Susanne zc. bezeugen den glänzenden Fortgang dieser Kunst im Laufe der Zeit. Die ersten Beinkleider, deren die Geschichte gedenkt, sind die unsterblichen des Königs Dagobert. Jedermann weiß, daß er sie verlehrt trug; allein das thut nichts zur Sache; es war eine vornehme Caprice, die den Ruhm des Metiers nicht schmälern kann.

Mit Einschluß der sehr unmanierlichen Flickschneider zählt wohl keine Stadt Italiens im Verhältnis ihrer Bevölkerung so viel Schneider, als Mailand. Dies schließe ich theils aus der Menge von Kleidern, die man hier konsumirt, theils aus dem Umstande, daß alle reiche und fashionable Stallknechte ihre Kleider in Mailand arbeiten lassen; theils endlich daraus, daß die Kunst hier großartiger getrieben wird. In dem einen Jahre sieht man ungeheuer lange Röcke mit erbärmlich kurzen Mänteln, im andern ist dies umgekehrt. Die Beinkleider sind bald weit und bauchig, bald eng wie ein Darm, bald geschlitz und bald ohne Schlitz — die Westen ein Mal schawlartig, das andere Mal anstülpend; die Kragen derselben ein Mal stehend und das andere Mal umgekrempelt. Alles dies beweist, daß entweder alle Spezialia ihre besonderen Schneider haben, oder daß alle Schneider in alle Spezialia ein bißchen die Nase stecken.

Die Wohnung des Kleidermachers ist geräumig und brillant,

oder eng und bescheiden, je nachdem er größere oder geringere Celebrität und mehr oder weniger fashionable Kunden besitzt. In seinem Gewerbe ist er ziemlich habgierig, und während seiner kurzen Feierstunden ein Lebemann. Kein Mensch borgt mehr und ist gegen seinen Schuldner unbarmherziger, als er. Nach zwölf- oder funfzehnjähriger Thätigkeit hat er gewöhnlich ein bedeutendes Kapital gesammelt und gährt alsdann auf seinen Lorberren, während der Gelehrte wohl vierzig Jahre sich plagen muß, bevor er auch nur achthundert Scudin seiner Sparkasse zählt! —

Auskunft an Herrn F. . . .

(S. Beob. Nr. 65.)

Unter den Inseraten in Nr. 65 des Bresl. Beob. beschwerte sich ein Herr F. . . ., ich habe ihm, der von Pöpelwitz durch den Wald nach Kosel gegangen sei, den Weg mit dem Bemerkten vertreten, dieser Weg sei nur für meine Gäste; er sei genöthigt gewesen, sich eine Flasche Bier geben zu lassen, halte es aber für seine Pflicht, dies nicht humane Verfahren öffentlich bekannt zu machen, da weder eine Warnungstafel, noch ein ihm sonst bekannter Hinderungsgrund vorhanden sei.

Hier darüber meine bescheidene Auskunft. —

Von Pöpelwitz nach Kosel führt kein öffentlicher Weg durch den Wald, auch wäre selbiger gegenwärtig wegen des Wassers nicht zu passieren, der Weg führt über die Dämme, jener aber, den Herr F. einschlagen wollte, durch mein, zu meinem Kaffeehause gehöriges Terrain, über welches mir, so lange ich meine Pacht entrichte, Eigenthumsrecht zusteht. — Angewiesen, die Anlagen im Stande zu halten, und eine hohe Pachtsumme zahlend, die mir nicht von denen ersetzt wird, die meine »Erholung« zu ihrer Privat-Erholung betrachten, kann es mir, namentlich wenn ich Concerte habe, nicht gleichgültig sein, wenn Fremde, ohne Entree zu entrichten, sich angeblich, um spazieren zu gehen, in meinem Lokale aufhalten, — und als Wirth verpflichtet mich die Höflichkeit jeden in meinem Lokal Anwesenden zu fragen, was er wünsche, wo mich allerdings eine Antwort: »ich will nur hier durch den Wald gehen,« etwas befremdet. — Der Wald in Fürstengärten ist auch ein öffentlicher, was aber würde der dortige Cassetier wohl sagen, wenn Jemand sein Lokal, ohne Entree zu zahlen, oder etwas zu verzehren, zur Passage benutzen wollte, um sich einen Umweg zu ersparen? — Warnungstafeln sind bei mir unnütz, denn schon mehre Male sind mir solche von unnützen Händen zerstört worden. — Die Beschwerde des Herrn F. . . . giebt mir übrigens eine erwünschte Gelegenheit, hiermit denen, welche seine unbillige Denkungsart besitzen, oder die mit der Lokalität unbekannt sind, zu erklären, daß ich mein gepachtetes Lokal durchaus zu keinem öffentlichen Durchgange hergebe, und zwar erstens aus Rücksicht für meine verehrten Gäste, zweitens aber, weil mich bereits viele unangenehme Erfahrungen zu dieser Handlungsweise bestimmen.

Gemeinhardt,
Cassetier zur »Erholung« in Pöpelwitz.

Lokales.

** Die Excesse, welche am 6. und 7. d. M. auf einigen Straßen von Lehlingen und einigen Erwachsenen verübt wurden, sind durch die strengen Anordnungen der Behörden auf jene beiden Tage beschränkt worden, so daß man keine Wiederkehr derselben fürchten darf.

** Am 8. früh hatte eine Wittfrau auf der Mäntelergasse ihrem Hausknecht, einem augenscheinlich ganz simplen Menschen, den Auftrag gemacht, eine Quantität erkauften Torf in ihren Keller zu schaffen und daselbst gehörig zusammenzusetzen. Später, gegen 11 Uhr, wird dieselbe gewahrt, daß Rauch aus diesem Keller aufsteige. Als sie sich nun selbst dort hinab begeben wollte, um die Ursache dieser auffallenden Erscheinung zu erforschen, trat ihr auf der Treppe schon der gedachte Hausknecht mit der Anzeige entgegen, daß der in den Keller niedergelegte

Torf in Brand gerathen sei, und gestand dann später, nach der glücklichen Beseitigung jeder weiteren Gefahr, dem Beamten, welcher sich der vorläufigen Erörterung dieser Brandstiftung unterzogen hatte, auch zu, daß er die Gefahr wohl selbst veranlaßt haben dürfte, indem er nur allein im Keller gewesen sei und bei Zusammenstellung des Torfes Licht ohne Laterne gebrannt habe. Da dessen Benehmen übrigens die Vermuthung aufkommen ließ, daß er den Torf wohl nicht bloß fahrlässiger Weise, sondern sogar absichtlich angezündet haben dürfte, so wurde derselbe vorläufig verhaftet. (Schlesf. Z.)

gleich hier kein Einhalt mehr geschehen konnte, gelang es doch den Bestrebungen der Löschen, alle weitere Verbreitung des Feuers zu verhindern, so daß dies gegen 4 Uhr schon als vollständig gedämpft angesehen werden konnte. Die Ursache des Feuers ist noch nicht ermittelt.

Welt-Begebenheiten.

** (Ein glücklicher Fang.) Die „Bremer Zeitung“ schreibt aus Opladen vom 24. April, Herr Justizrath Feycke, welcher gestern hier die Wupper aufsuchte, zog in einem Zuge 1800 Pfund Fische ans Land. Keiner unser Greise erinnert sich eines solchen reichen Fanges.

** Am 12. d. M. früh gegen 2 Uhr weckte das Feuerhorn, das in diesem Jahre schon so oft thätig gewesen, die Bewohner Breslau's von Neuem. Die im Bürgerwerder, an dem linken Ufer der gelegene städtische Papiermühle stand in vollen Flammen, als die erste Rettungsmannschaft anlangte, und ob-

Allgemeiner Anzeiger.

(Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur Sechs Pfennige.)

Taufen und Trauungen.

Getauft.

Bei St. Elisabeth. Den 29. Mai: d. Seiler Rudolph Z. — Den 30.: 1 unehl. S. — d. Haushälter Jacob Z. — 1 unehl. Z. — Den 31.: 1 unehl. Z. — Den 1. Juni: d. Rutscher Wehner Z. — Den 2.: d. Kaufmann Am Ende S. — d. Kaufmann Kranzger Z. — d. Bäcker Walke S. — d. Fischer Weyer Z. — d. Goldarb. Knoll S. — d. Fischerl. Klar Z. — d. Haushälter Scholz S. — d. Freigutsbesitzer Scholz Z. — d. Schuhmacher Berger S. — d. Tagarb. Zehler Z. — d. Tagarb. Obst S. — Den 3.: d. Schneider Anders S. — Den 4.: d. Schiffer Hoffmann Z.

Bei St. Maria Magdalena. Den 29. Mai: d. Zimmerpol. Ch. Haase Z. — Den 31.: d. Dr. phil. Z. Schirner S. — Den 2. Juni: d. Kaufmann G. Jenbiel S. — d. Just. Actuar S. Gabriell Z. — d. Schneider G. Roland S. — d. Schneider A. Köster Z. — d. Schneider Ch. Währten Z. — d. Schneider W. Schlütter S. — d. Gärtlerges. Hunger S. — d. Brauer D. Fuchs S. — d. Rutscher D. Klar Z. — 1 unehl. S. — Den 3.: d. Steuerbeamten Hannemann Z. — d. Bäckerges. W. Kriwig Z. — d. Pol. A. Journalist D. Eisner S.

Bei St. Bernhardin. Den 30. Mai: d. Portraitmaler R. Eitner Z. — Den 2. Juni: d. Tagarb. Scholz S. — d. Rutscher J. Weigelt Z. — d. Tagarb. F. Tilgner S. — d. Schneiderges. G. Betke Z. — Den 4.: d. Servis-Controllieur M. Hiersberg S.

In der Hofkirche. Den 2. Juni: d. Schuhmacher A. Klebe S.

Bei 11,000 Jungfrauen. Den 31. Mai: 1 unehl. S. — Den 2. Juni: d. Tagarb. Thielch S. — d. Tagarb. G. Müller S. — d. Fischerl. A. Geisler S. — d. Müllerl. G. Hässler S. — 1 unehl. Z. — 1 unehl. S.

Bei St. Christophori. Den 2. Juni: d. Inwohner Demming S.

Bei St. Salvator. Den 2. Juni: d. Erbsäß G. Dittfeld Z. — d. Justicommissarius A. Payn Z. — 1 unehl. Z.

Getraut.

Bei St. Elisabeth. Den 29. Mai: Schullehrer Deutsch mit Jgfr. D. Weisner. — Den 4. Juni: Musikus Reichelt mit Jgfr. J. Scholz.

Bei St. Maria Magdalena. Den 30. Mai: Seminarlehrer J. Vöschke mit Jgfr. G. Scholz. — Den 3. Juni: Bäckerl. Kriwig mit G. Sperl. — Musikus F. Lange mit Jgfr. Ch. Hoppe. — Rutscher G. Böhm mit Frau A. Schubert. — Haushälter G. Hanschild mit Ch. Ritschmann. — Tagarb. G. Lachmann mit L. Herrmann.

Bei St. Bernhardin. Den 5. Juni: Schneider F. Peshel mit Jgfr. J. Bartsch. — **Bei 11,000 Jungfrauen.** Den 3. Juni: Tagarb. F. Moriz mit G. Korn.

Folgende nicht zu bestellende Stadtbriefe:

- 1) An Herrn Kaufmann Kretschmer,
- 2) An Herrn Actuar Stein,
- 3) An Herrn Schuhmachermeister Linke,
- 4) An Herrn Artilleristen Babuck,
- 5) An Herrn Büchsenmacherges. Voigt,
- 6) An Herrn Redacteur Roland,
- 7) An Herrn Barbiergeh. Säfmann,
- 8) An Herrn Dr. Becker,
- 9) An Herrn Schwebel,

können zurückgefordert werden.

Breslau den 11. Juni 1844.

Stadt-Post-Expedition.

Theater-Repertoire.

Donnerstag den 13. Juni: „Die Fräulein von St. Cyr.“ Lustspiel in 5 Akten, nach dem Französischen des Alexander Dumas von H. Börnstein.

Vermischte Anzeigen.

Geräucherte Heeringe

in ausgezeichnete Güte verkauft fortwährend das Stück für 6 Pfennige

B. Liebich,
Hummerei Nr. 49.

Für einen einzelnen Herrn ist eine Schlafstelle zu vermieten und bald zu beziehen. Ursulinerstraße Nr. 27, drei Stiegen vorn heraus bei **Spanier.**

Marinirte Heeringe

bester Güte mit Zwiebeln das Stück 1 Sgr. verkauft fortwährend die Spezerei-Handlung **Stockgasse Nr. 10.**

Ein großer Obstgarten ist ganz nahe an Breslau sogleich und billig zu verpachten. Das Nähere bei

Hübner & Sohn,
Ring Nr. 40.

Eine Schlafstelle für einen Herrn ist zu vermieten. **Bischofsstraße Nr. 1,** eine Stiege.

Glace-Handschuhe werden schnell und gut für 1 Sgr. gewaschen **Kezerberg Nr. 5** zwei Treppen hoch.

Zu vermieten

und zu Johanni zu beziehen, ist ein geräumiges, freundliches Zimmer nebst Alkove, für einen auch zwei Herren. Näheres daselbst **Hummerei Nr. 17,** dritte Etage.

Demoiselles,

welche firm in Damenpuß-Arbeiten, Sticken, Weißnähen oder Ausbogen sind, finden Beschäftigung; auch werden Mädchen zum Lernen angenommen in der Damenpuß-Handlung **Ohlauerstraße Nr. 2.**

Mädchen,

welche das Weißnähen gründlich erlernen wollen, werden unentgeltlich auf eine bestimmte Lehrzeit angenommen von **Ranny Wüttig, Nifolaisstraße Nr. 70.**

Eine Bürgerwittwe

von unbescholtenem Rufe sucht sobald als möglich in der Stadt, oder auch, da sie die Landwirtschaft versteht, auf dem Lande als Wirthschafterin ein Unterkommen. Näheres in der Expedition d. Bl.

Kupferschmiedestraße Nr. 40 beim Bäcker Hoffmann im Gewölbe ist ein Stiefel gefunden worden. Derjenige, welcher ihn verloren hat, kann sich melden. **Breslau den 9. Juni 1844.**

Die Menagerie



des Thierbändiger Sentenac ist täglich von 10 Uhr Morgens an zu sehen. Um 5 und um 8 1/2 Uhr Produktionen im Käfig der Thiere. Fütterung punkt 8 1/2 Uhr.

**Der Schauplatz ist
Lauenzienplatz.**